

Die Weimarbeiterin

Organ des Gewerkvereins der Weimarbeiterinnen

Das Blatt erscheint monatlich
Mitglieder erhalten es kostenlos
Redaktionschluss am 15. jedes
Monats

Herausgegeben vom Hauptvorstande
Hauptgeschäftsstelle: Berlin W 30, Nollendorffstraße 15
Fernsprecher B 2 Köhne 2858 — Postfachkonto: Frau Elisabeth Schmidt, Berlin 671 52
Sprechstunden: werktäglich von 9—1 und 3—6 Uhr, am Sonnabend von 9—2 Uhr

Zu beziehen nur durch die
Hauptgeschäftsstelle

Preis monatlich 20 Pfennig

Nummer 7

Berlin, Juli 1929

29. Jahrgang.

Das Gebet der Ungarn.

Ich glaube an Gott,
Ich glaube an ein Vaterland,
Ich glaube an eine göttliche Gerechtigkeit,
Ich glaube an die Auferstehung Ungarns! Amen.

Merkt auf!

Wer gelesen hat, was die Ungarn täglich beten, was in ihren Straßenbahnen angeschlagen ist und sich auch sonst noch überall wiederfindet seit dem Vertrage von Trianon, der unsere ungarischen Bundesgenossen fast noch schlimmer mißhandelte als uns der Vertrag von Versailles, dem wird gewiß die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er daran denkt, wie die Deutschen als Volk des Unrechts von Versailles gedenken. . . .

Wir durchleben jetzt eben die letzte Juniwoche zum zehnten Male nach dem Unheil, das genau vor zehn Jahren über uns kam. Wer jene Tage in Weimar miterlebt hat, wo wir alle wie Verzweifelte einherkriechten in der großen Sorge, was muß man um seines Vaterlandes willen tun? Was ist recht? der wird verstehen, wie schwer gerade uns jetzt das Erinnern aufliegt.

Man muß mit Kopfschütteln daran denken, daß man uns damit müde, nachgiebig machen wollte, daß man sagte, die Franzosen ständen schon gerüstet bereit, um über Frankfurt am Main hereinzubringen. Alle Obstbäume, alle Älleen sollten niedergeschlagen, abgeholt werden, das ganze Rhein-Main-Gebiet stehe vor der Vernichtung, wenn wir den Vertrag von Versailles nicht annehmen würden. Die Menschen, deren engere Heimat das schöne Land dort war, zitterten und jagten besonders. Wir anderen gedachten des zerstörten Ostpreußens, das wir auch nicht hatten vor dem Einfall der Feinde schützen können und blieben hart, aber am 23. Juni 1919 fand sich doch eine Mehrheit für die Annahme des Vertrages durch die Nationalversammlung. Die Annahme fand mit der einschränkenden Bedingung — wie wir glaubten — statt, daß die sogenannten Ehrenpunkte uns erlassen würden. Daß Deutschland schuld an dem Kriege hätte, wollten wir nicht zugeben. Als aber am 28. Juni die Abgesandten Deutschlands in Versailles standen, unterschrieben sie schließlich doch den Vertrag, weil die Franzosen unter keinen Umständen dies Zugeständnis streichen wollten.

Nun haben wir durch zehn Jahre die Lasten des sogenannten Friedensvertrages getragen und unglaubliche Opfer gebracht. Es ist erschütternd, wenn man liest, was außer den 70 594 Quadratkilometern deutschen Landes und den etwa sieben Millionen deutschen Einwohnern uns genommen ist. Alle Zwischenverhandlungen zwischen 1919 und 1929 haben keine wirkliche Besserung gebracht, unsere Kinder und Enkel werden noch abzuzahlen haben, was wir in unserer Torheit auf uns genommen haben. Es ist kein Trost, daß es Oesterreich und Ungarn nicht besser geht, daß der Vertrag von

Trianon so schwer auf ihnen lastet, wie auf uns der Vertrag von Versailles. Aber das kleine Ungarn ist in etwas vor uns voraus. Das ungarische Volk ist eines Sinnes und denkt ganz gleichmäßig über das Geschick und die Zukunft seines Landes. Das bringen wir noch immer nicht fertig. Ich glaube fest, daß auch alle Deutschen ihr Vaterland lieben und an seine Zukunft glauben, aber die Zerissenheit in Parteien ist das Unheil unserer Nation. Wenn es bei uns Deutschen Wahrheit würde, daß auch wir wie die Ungarn ein Gebet hätten, das Eltern und Kinder täglich gemeinsam vor Gott brächten, ja, wenn es erst Wahrheit würde, daß jeder Deutsche aus der Seele spräche: „Ich glaube an Gott!“, dann wäre der Weg in die Freiheit geöffnet! Die zweite Zeile „Ich glaube an ein Vaterland!“ würden jetzt schon die meisten Deutschen, vielleicht noch leise, mitsprechen. Die dritte aber: „Ich glaube an eine göttliche Gerechtigkeit!“, die findet sich erst, wenn man den Herrgott wiedergefunden hat, dann kommt auch das Vertrauen zur göttlichen Gerechtigkeit wieder, das jetzt noch so vielen fehlt, Großen und Kleinen, und wenn man das Vertrauen zur Gerechtigkeit Gottes wiedergefunden hat, dann ist die letzte Zeile des Gebetes wie ein jubelnder Ausschrei: „Ich glaube an die Auferstehung Deutschlands!“

Liebe Schwestern und Brüder, wenn wir jetzt diese schwere Erinnerungswoche durchleben, laßt uns versuchen, das Gebet der Ungarn für uns zu lernen! Gerade unsere Männer, Brüder, Söhne, die draußen waren, sind zum Teil irre geworden an der Gerechtigkeit Gottes. Sie haben alle ihre Kraft darangegeben, um Deutschlands, um des Vaterlandes Grenzen zu schützen und — die Grenzen sind so viel enger, das Vaterland ist um so viel ärmer geworden. Wo bleibt da die göttliche Gerechtigkeit? Wir müssen eben noch viel lernen, um wieder Gottes Herz verstehen zu können. Wir waren gar nicht mehr treue Kinder Gottes, die sich auch durch schweren, ungewollten Krieg von ihm führen lassen wollten. . . . Das müssen wir wieder lernen. Als jetzt am 23. Juni, abends, bei der gewaltigen Kundgebung gegen die Schuldlinge in der Philharmonie in Berlin, die kleine Ungarin vortrat und außer wenigen einleitenden Worten nur dieses Gebet ihres Volkes sprach und mit dem „Amen“ wieder in den Hintergrund zurücktrat, da dachte ich: „Du reiche Tochter deines vertrauensvollen Volkes!“ Euch wird Gott sicher durch alle Not hindurch und zur Auferstehung führen, und mein Herz rief laut: „Deutsche Schwestern und Brüder, laßt uns von den einstigen Helfern im Streit jetzt helfen zu wirklichem Frieden!“ Es hat in unserem Blatt schon oft gestanden, daß Gott der Herr niemandem verläßt, der sich auf ihn verläßt. Laßt uns aus dieser Erinnerungswoche mit nach Hause nehmen, was der einzige Ausweg aus dem von den Segnern fortgeführten „Krieg mit anderen Mitteln“ ist. Laßt uns miteinander beten:

„Wir glauben an Gott,
Wir glauben an unser Vaterland,
Wir glauben an eine göttliche Gerechtigkeit,
Wir glauben an die Auferstehung Deutschlands.“

Dann wird die Auferstehung kommen.

und halbwollene Kleiderstoffe webten, war zwar etwas größer als die Zahl der Baumwollwebereien, und ihre Erzeugung war nach Geldwert fast ebenso groß, aber sie hatten noch nicht halb so viele Webstühle. Von den Handwebstühlen, die, wie wir schon sahen, auf insgesamt 11 000 zurückgingen, dienen mehr als 3000 der Teppichweberei; aber Handweberei kommt noch bei jedem Material vor.

Ein beträchtlicher Teil der verarbeiteten Kammgarne, Feinegarne und Baumwollgarne wird vom Auslande eingeführt. Rohseide und Kokosgarne werden fast ausschließlich vom Auslande bezogen. Die Einfuhr von Auslandsgarnen wurde zum Teil durch die Preisverhältnisse begünstigt, zum Teil handelt es sich um den Verbrauch feinerer Garne, in deren Herstellung das Ausland einen Vorprung hat. Die vor dem Kriege bedeutende Ausfuhr unserer Webereien ist zurückgegangen, woran die hohen Schutzzölle des Auslandes Schuld tragen.

Der Verbrauch der Kleiderstoffwebereien an Garnen und Zwirnen betrug 92 Millionen Kilogramm; der Verbrauch an Kammgarn ist gegenüber der Vorkriegszeit zurückgegangen, während der Anteil der billigeren Garne, nämlich der Streich- und Kunstwollgarne gestiegen ist; dies bedeutet, daß billigere Stoffe hergestellt werden. Ein nicht unbeträchtlicher Teil des Kammgarns wird importiert, während die billigeren Garne fast ganz bei uns gesponnen sind.

Die deutsche Teppichweberei spielt auf dem Weltmarkt eine beträchtliche Rolle. Während der Absatz im Inlande stark abgenommen hat, konnte der Auslandsabsatz sich auf der Vorkriegeshöhe erhalten.

Bei weitem den größten Umfang nimmt im Rahmen der deutschen Weberei die Baumwollweberei ein. Im Berichtsjahr war sie trotz verhältnismäßig hoher Preise besser beschäftigt als die meisten übrigen Zweige der Weberei, da die geringe Kaufkraft unserer Bevölkerung den Absatz höherwertiger Textilzeugnisse erschwerte. Der Gesamtwert der Erzeugung an Baumwollgeweben betrug rund anderthalb Milliarden Reichsmark. Nur etwa der zwölfte Teil des Absatzes ging ins Ausland. Ein Drittel der Gesamtzeugung waren Artikel der Buntweberei.

Die Leinenweberei, die nach Kapazität und technischer Leistungsfähigkeit unter den Leinenindustrien der Welt an zweiter Stelle steht, hat unter den Nachkriegsverhältnissen besonders schwer gelitten. Der Absatz von Leinen ging stark zurück. Viele Betriebe gingen ein, oder stellten sich auf die Herstellung von Baumwoll- und Halbleinengeweben um. Der Hauptzweig der Leinenweberei ist Schleifen, wo nahezu ein Drittel sämtlicher deutschen Leinengewebe hergestellt wird. Die Umstellung der Erzeugung auf Halbleinen und Baumwolle ist soweit fortgeschritten, daß 40 Prozent des von Leinenwebereien verbrauchten Gespinnstes Baumwolle war. Es war denn auch nur der dritte Teil der in Leinenwebereien hergestellten Gewebe reinleinenes Gewebe. Der Absatz der Leinenwebereien blieb fast ganz im Inlande.

Schließlich sei noch von der Möbelstoffweberei berichtet, daß auch sie ganz überwiegend Gespinste aus Baumwolle verarbeitet. Sie sitzt hauptsächlich in Sachsen, Thüringen und in der Rheinprovinz. Die Möbelstoffweberei hängt stark vom inländischen Baumarkt ab und hatte folglich große Absatzschwierigkeiten. Sie hat aber, ähnlich wie die Teppichweberei, mit einem erheblichen Auslandsabsatz zu rechnen.

Es dürfte für heute etwas zu viel werden, wollten wir noch auf weitere Webarten eingehen; über die viele Leserinnen interessierende Seidenerzeugung bringt der Bericht noch keine Zahlenangaben.

Die Frau in der Schweizerischen Industrie^{*)}. Die im Vorjahre erschienene Arbeit über die weibliche Fabrikarbeit in der Schweiz läßt uns interessante Einblicke in die Lage der Fabrikarbeit dieses alten Industrielandes tun. Wie so manche Veröffentlichung über Verhältnisse des Arbeitslebens im Auslande hat sie u. a. den Wert, uns die Augen dafür zu öffnen, daß wir durch unseren ausgebauten Arbeitschutz in Deutschland große Vorzüge besitzen. Es mutet uns eigentümlich an, daß die Verfasserin es für notwendig hält, mit Wärme und Nachdruck für die Wertung der Fabrikarbeiterin einzutreten, indem sie auf die hohen Anforderungen hinweist, die an gelernte Arbeiterinnen gestellt werden. So schreibt sie: Man streiche aus unserem Wortschatz endlich das geläufige Wort „nur Fabrikarbeiterin“.

*) Dr. Margarete Gagg, Verlag Droff Jülich.

Oft ist uns, als läge hier unsere wichtigste Aufgabe: Wir müssen die Fabrikarbeiterin in ihrer Arbeit respektieren, bevor sie sich als Berufsarbeiterin selbst respektiert.

Wir finden es fast beschämend, solche Sätze abzubringen, wir kennen nicht den herabsetzenden Begriff „nur“ Fabrikarbeiterinnen, und den Wunsch, daß man lieber von einer Weberin, Spulerin usw. sprechen möge, würde diese liebevolle Fürsprecherin der Schweizer Fabrikarbeit bei uns erfüllt finden. Sie weist darauf hin, daß schon für die Bedienung einer verhältnismäßig einfachen Maschine ein hohes Maß von Intelligenz, Zuverlässigkeit, Genauigkeit und Verantwortungsgesühl gefordert wird, diese Arbeit ein hohes Maß selbständiger Ueberlegung erfordert. Mit der Kompliziertheit der Maschine wächst der Anspruch an die Arbeiterin, „die Ueberwachung einer automatisch arbeitenden Maschine setzt schon gründliche Material-, Maschinen- und sonstige spezielle Berufskennntnisse voraus“.

Es ist hier nicht der Ort, um auf die vielen interessanten Einzelbeobachtungen der Schreiberin einzugehen. Nur einzelnes sei hervorgehoben. In der Schweiz herrscht ein Ueberangebot von weiblicher Fabrikarbeit, so daß ausländische Arbeitskräfte herangezogen werden. Die Frage der Wohngelegenheit für die zugezogenen Arbeiterinnen läßt den Vorschlag entstehen, daß mehr Arbeiterinnenheime gebaut würden, in denen die Arbeiterinnen Gemeinschaft finden, aber in ihrer Lebensweise nicht beeinträchtigt sind.

Besonders interessant sind einige Aussprüche über angelernte Handarbeit. Es wird der Auffassung entgegengetreten, als ob die Gefahr vorläge, daß die Maschinenarbeit die Handarbeit verdränge. Dem wirken die Anforderungen an Abwechslung, persönlicher Gestaltung und origineller Aufmachung entgegen. Außerdem sei jedem Industriellen die Vorstellung geläufig, „daß dieses und jenes Erzeugnis roh aus der Maschine komme, und nun erst durch Handarbeit, wie Nacharbeiten, Fertigmachen, Dekorieren, Anpassen usw. auf die eigentliche gewünschte definitive Gestalt zu bringen sei... Die Technik erzieht wohl menschliche Arbeitskräfte, doch dadurch, daß sie unpersönlich arbeitet, und sich nur bei Massenerstellung rentiert, schafft sie immer wieder Bedarf nach Handarbeit.“ Es gibt Hilfsarbeiterinnen, die jahraus, jahrein mit der gleichen monotonen Handarbeit beschäftigt werden; aber es gibt auch qualifizierte Handarbeiterinnen, die der Maschine qualitativ überlegen sind, weil diese nicht so individuell, bei natürlicher Anpassung an das Material zu arbeiten vermag. „Es wird auf die Handarbeiterinnen in den Konfektionierungsabteilungen hingewiesen, die besonders die Aufgabe haben, den als Massenware hergestellten Gütern durch Ausrüstung ein verschiedenartiges Aussehen und eine scheinbare Mannigfaltigkeit zu verleihen. Die Technik nimmt mit der einen Hand und gibt mit der anderen. Das ist für die Männer wie für die Frauenarbeit das charakteristische der modernen Produktion.“

Wiel zu denken gibt das Kapitel über die Lohnbildung, in dem die Auffassung belegt wird, daß die ungleiche Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit „auf einer Ungleichheit des Ausgangspunktes, und nicht auf einer Verschiedenheit der Bewertungsgrundsätze oder gar auf einer verschiedenen Wirkung der lohnsteigernden bzw. lohnmindernden Faktoren beruht“. Diese Behauptung wird näher begründet: Es ist dem Herkommen eine entscheidende Bedeutung bei der Lohnbildung beizumessen: Als etwas geschichtlich Gewordenes, als Ergebnis einer langen Entwicklungsreihe ist anzusehen, daß der herkömmliche Lohn, welcher den notwendigsten Lebensunterhalt, sagen wir das Mindestmaß des Lebensnotwendigen, zu bedeuten hat, zunächst nach diesem Mindestbedürfnis abgestellt ist, das bei Männern höher erachtet wird, als bei Frauen, denn es ist herkömmlich, die Arbeiterin als alleinstehend, den Arbeiter als Familienvater voranzusehen. Wenn man diesen Ausgangspunkt als gegeben nimmt, so muß bei gleichen Leistungszulagen der Frauenlohn stets zurückbleiben, denn sie werden dem niedrigeren Anfangslohn zugeschlagen. Außerdem steht in Frage, ob tatsächlich die gleiche Arbeitsleistung vollbracht wird, was in den wenigsten Fällen zutrifft.

An anderer Stelle wird über die Fabrikarbeit der verheirateten Frau berichtet. Es heißt da u. a.: Wir sollten uns mit Gewissenhaftigkeit Rechenschaft darüber geben, was eigentlich an positiven Werten auf Arbeiterseite bereits geschaffen wurde und ständig geleistet wird. Im Grunde ist es erstaunlich, was von unseren Arbeitern in zermür-

werden lassen. Sie kann an den jeweils eingerichteten Lehrkursen für wenig Geld teilnehmen, um sich auszubilden oder umzustellen für einen anderen Beruf. Sie kann Mitglied unserer Gepag werden, durch die ihr billiger und guter Wareneinkauf gewährleistet wird. Es gibt wohl manche Heimarbeiterin, die recht einsam ist, die kaum noch Post erhält, welche Freude löst da eine unerwartete Geburtstagskarte aus. Nirgends woher erhielt sie einen Gruß oder Glückwunsch, aber die Heimarbeiterinnen vergaßen auch sie nicht. Wir haben auch ein Hindenburgkrübchen, das erst jetzt wieder in den Dienst eines neuen Sproßlings getreten ist. Wir haben auch einige Erholungshäuser, wo unseren Mitgliedern für billiges Geld gute Verpflegung und Erholung zuteil wird. Einige Ortsgruppen haben schon Sterbekassen bei sich eingerichtet, auch bei uns soll es noch dazu kommen. Zum Schluß sprach Fräulein Schmidt noch von der Gründerin unseres Gewerkevereins und schilderte unser Fräulein Behm als eine rechte und echte deutsche Frau, der es gebührt, von allen gekannt zu sein.

Unser Striesner Mitglied, Frau Genau, hatte uns für diese Kaffeestunde ein nettes Gedicht besichert, das Frau Dietrich verlas, worauf viel Beifall ihr dankte. Nach dem Vortrage folgte noch eine recht lebhaft ausgesprochene, ein Zeichen für das vorhandene Interesse an der Sache selbst. Arbeit ist da, ja, wir wollen auch arbeiten, aber für so wenig Geld sich hinsetzen und abmühen, aber wenn wir es nicht machen, dann hundert andere, die froh sind, die Woche 1 Mk. zu verdienen für sich. Ja, helft, diese Art Heimarbeiterinnen auszumergen, die nicht fürs Brot arbeiten und auch den Bissen schmälern im niedrigen Lohn. Schließt ihr euch zusammen, die ihr das alles erkennt. Herr Goldner, Geschäftsführer von der hiesigen Gepag, die uns einen guten Bohnenkaffee gestiftet hatte, erlaubte sich auch einige Worte zur Diskussion und schloß mit den Worten: „Sie müssen sich alle zusammenschließen und stark werden, um Macht zu bekommen.“

Wanderfahrt nach Weimar und Eisenach.

Schon lange wünschten sich viele unserer Berliner Mitglieder, Weimar zu sehen, auf der Wartburg zu stehen und durch den Thüringer Wald zu wandern. Aber es war doch nur einer kleinen Anzahl gelungen, die notwendigen Mittel zusammen zu bekommen, und auch bei ihnen wollte es trotz aller Sparsamkeit nicht recht reichen, und es war gut, daß „Mittel Behm“ noch einige Löcher zustopfen konnte. Sechszwanzig Teilnehmerinnen waren es im ganzen geworden. Die jüngste von ihnen war erst 22 Jahre alt, dann aber folgten gleich höhere Semester, und den Schluß der Liste machten eine 70jährige, 72jährige, 74jährige und 80jährige. Kein Wunder, daß ich ein Stoßgebet zum Himmel schickte, es möcht alles gut gehen. Und — Gott war gut. Er schickte seinen blauesten Himmel, seinen goldensten Sonnenschein, den nur eine Wolke überzog, wenn unsere kleine Schar auf schattigen Wegen ging. Die Wiesen standen in voller Blütenpracht, die Bäume, obwohl es Mitte Juni war, im lichteften Malgrün.

Schon die Nachtfahrt war schön. Luna hob sich mit unzähligen strahlenden Lichtern gegen den dunkelblauen Nachthimmel ab. Die Umrisse der Saaleburgen zeichneten sich matt in der ersten Dämmerung ab, so daß der anfängliche Kummer über die Nachtfahrt ohne Aussicht allmählich einem frohen Stauern wich. In aller Morgenfrühe wurde auf dem Weimarer Bahnhof Kaffee getrunken. Dann ging's durch die schlafende Stadt zum Theater, vor dem Goethe und Schiller brüderlich stehen und in dem „Mittel Behm“ während der Nationalversammlung für die Heimarbeiterinnen gesprochen hat. Lang und länger wurde die Kette vor dem Schillerhaus, dem Goethehaus, dem Gartenhäuschen, und es war gut, daß wir mehrere Stunden zum Ausruhen in dem schönen Park von Belvedere hatten. Die Nachtfahrt machte sich doch bemerkbar.

Im Hausfrauenverein Weimar wurden wir Berlinerinnen freundlich aufgenommen und durch ein reichliches Mittagessen gestärkt, so daß wir mit frischen Kräften das Goethehaus besuchen konnten. Die Vorsitzende und ein Mitglied der Gruppe besuchten uns und brachten uns Grüße von unserer Weimarer Gruppe, worüber wir uns alle sehr freuten. Am Nachmittag ging es dann weiter nach Eisenach zur Ju-

gendherberge des Neulandhauses. Eine kräftige Suppe schmeckte auf der herrlich gelegenen Terrasse sehr gut, und dann ging es ins Bett. So müde waren wir alle, daß wir in dem großen Schlaftaal, über den viele erst sehr entsetzt waren, übereinander gut geschlafen haben. Am nächsten Morgen zogen wir auf die Wartburg und sahen mit Erstaunen, daß Hunderte von Menschen jeden Alters und jeden Standes hierher strömten. Nachher waren wir traurig, daß wir uns durch die vielen Fremden hatten abhalten lassen zu singen: „Großer Gott wir loben dich“. Das Gefühl, als ob Gott besonderen Dank für dieses herrliche Erlebnis verdiene, verlieh uns nicht auf dem Weg über die Drachenschlucht zur Hohen Sonne und von da nach einer Mittagsrast nach Ruhla. In Ruhla fanden wir ein nettes kleines Dorfwirtshaus mit dicken Federbetten und sehr großen Fleischportionen. Am nächsten Morgen ging es noch mit dem Autoomnibus nach Liebenstein und Altenstein. Die Schaulustigen stiegen auf die Liebensteiner Burg und konnten sich nur schweren Herzens von dem herrlichen Park in Altenstein trennen. Noch ein eiliges Mittagessen in Ruhla, dann mußte die Heimfahrt angetreten werden. Viel stiller war es in den Abteilen als auf dem Hinweg. „Es war das Schönste, was ich je erlebt habe“, sagte eine, „und nun ist es vorbei.“ Auf dem Bahnhof in Berlin wartete schon unsere „Mutter“, denn sie gehört den Heimarbeiterinnen, und sie können es gar nicht sehr leiden, daß auch andere Menschen sie „Mittel Behm“ nennen.

Vielen standen beim Abschiednehmen die Tränen in den Augen, und die, die während der ganzen Fahrt die allerfröhlichste gewesen war, die sagte: „Wenn ich heute nacht nach Hause komme, dann muß ich erst furchtbar weinen, aber morgen fange ich wieder an zu lachen.“

Dein Meister.

Du Künstler Denz, und wüßt ich es noch nicht,
Wer dir die Nacht gegeben, mücht ich fragen:
Wer lehrte schaffen dich in wenig Tagen
Dies Wunderwerk voll Duft und Licht?

Den Buchenwald hast du dahingestellt,
Ein hochgehauener Dom voll heiligem Schweigen,
Die Sonne gleißt auf diesen mächtigsten Zweigen,
Grüngelbig ist der weite Dom erhellt.

Die rote Blut entbrennt am Pyrusstrauch,
Der Blütenbäume Schleier, diese wunderholden,
Wehn neben der Stryngen schweren, duftgen Dolben,
Und über all dem ist der feine, süße Hauch

Aus deiner Materwerkstatt, Künstler Mal,
Das Schönste last: ich trink ihn mit Entzücken.
Du Meister, Gottbegnadeter, du kannst beglücken
Und sagst mir immer wieder, wer dein Meister sei.

M. Feesche.

Um ein liebes Mitglied trauert diesmal der Gewerkeverein.

In Gruppe Berlin-Weißb. starb am 31. Mai 1929 unser liebes Mitglied

Frau Elisabeth Trojan, geb. Behrens,
geboren am 13. Februar 1873 in Graz in Steiermark.

Inhalt: Das Gebet der Ungarn. Markt auf — Von Fach-
ausstellungen Magdeburg. Papierrollen- und Papierbeutel-Industrie.
Preußen. Gleichstellung von Zwillingen mit Hausarbeitern. Sachsen. Beschluß
des Fachauschusses für die ergebnislose Wolamentenindustrie. — Bericht Fachauschuss
für das Konfektionsgewerbe. — Berufliche Rundschau: Vom amtlichen
Schlichtungswesen. Die Kosten des Wäschegeschäfts. Die Heim-
arbeit in Bayern. — Soziale Rundschau: Mehr Schutz für WbG.
gewinnen. Die Erzeugung der deutschen Webevel. Die Frau in
der schweizerischen Industrie. Gesundheitsunterricht. — Aus
unserer Bewegung: Gewerband Berlin. Bekanntmachung. Berlin-Öst. Bericht
Heinrich. Dresden. Wanderfahrt nach Weimar und Eisenach. — Gebot
Todesangeleg.